

# Beten in Bedrängnis

Gebetserfahrung in der Haft in Chile

Sheila Cassidy, England

Sich überlassen...

Vater,  
Deinen Händen überlasse ich mich...  
Was heißt, ich überlasse mich Gott?

Was erfährt, wer sich Ihm überläßt?  
Heißt es, sich niederlassen an der Schwelle Gottes,  
eingehen in die Ruhe des Lebens,  
der Angst den Zutritt verwehren,  
der Furcht,  
der Vergeblichkeit?

Heißt es, von Gott erwarten, daß er mich wärmt,  
sichert,  
hütet,  
vor Schaden bewahrt?

Heißt das, sich Gott überlassen?

Sich überlassen hat nichts mit Wärme zu tun,  
die der Schoß gewährt  
und Arme schenken  
und eng umschlungene Herzen.

Es ist nichts, was ein Kind tun kann,  
es widerfährt ihm.

Dem Erwachsenen kann es nicht widerfahren,  
er muß es selber tun.

Sich überlassen geschieht allein  
mit Jesus Christus  
und in Seiner reifen Kraft.

Es ist nicht bloß ein Lockerlassen,  
es heißt, sich loslassen und übergeben.

Es heißt Zerschneiden aller Bande, durch die wir  
die Kräfte unseres Lebens

manipulieren,  
kontrollieren  
und verwalten.

Sich überlassen heißt,  
nichts managen,  
nichts abblocken und abschirmen,  
nichts erwarten.

Sich überlassen heißt, alles empfangen,  
so wie man ein  
Geschenk  
empfängt,  
mit offenen Händen  
und geöffnetem Herz.

Sich Gott überlassen  
ist der  
Höhepunkt  
im Leben jedes Menschen.

Dann bleibt nichts mehr zu tun.  
Kein Ort mehr aufzusuchen.  
Tod geschah.

Dr. Sheila Cassidy, 1937 in Lincolnshire/England geboren, lebte von 1971 bis 1975 in Chile. Die Behandlung eines verwundeten Regimegegners führte 1975 zu ihrer Verhaftung und Folterung durch die dortige Geheimpolizei. Nach acht Wochen Haft – drei davon in Einzelhaft – wurde sie nach England ausgewiesen. Dr. Cassidy setzte sich darauf in Wort und Schrift unermüdlich für ihre Leidensgenossen in Chile (und anderswo in der Welt) ein. 1978 entschloß sie sich zum Eintritt in eine englische Benediktinerinnenabtei. Der folgende Essay schildert und reflektiert ihre persönliche Gebetserfahrung während der Zeit der Haft. An den Anfang ihrer Schilderung stellt sie das Gedicht eines unbekannten Autors. Ein Freund hatte ihr das Gedicht ins Gefängnis geschickt und während ihrer Einzelhaft las sie es mehrmals am Tag. „Das Gedicht war mir eine große Hilfe, zu verstehen, was von mir eigentlich gefordert war“, schreibt sie. Darum haben auch wir dieses Gedicht (aus dem Englischen übersetzt und) dem Essay von Dr. Cassidy vorangestellt.

Die Schriftleitung



Im Dezember 1971 verließ ich meine Stelle als Chirurgin der Unfallstation des Königlichen Krankenhauses in Leicester und fuhr auf einem Handelsschiff nach Chile. Ich ging weder als Missionarin dorthin, noch interessierte mich die kürzlich gewählte marxistische Regierung; vielmehr hatten mich die langen Stunden im Staatlichen Gesundheitsdienst erschöpft und ich erhoffte mir in Chile ein angenehmeres Leben.

Die vier Jahre in Chile waren für mich eine Zeit reichlich unterschiedlicher Erfahrung: eine Zeit großer Einsamkeit und später wunderbarer Freundschaft, eine Zeit der Arbeitslosigkeit gefolgt von verzweifelter Arbeitsüberlastung und schließlich eine Zeit, wo ich fast das Leben verloren hätte, nur um einen Frieden und eine Freude zu finden, die ich nicht einmal im Traum für möglich hielt.

Im November 1975 wandte man sich an mich wegen der Behandlung eines verwundeten Revolutionärs, der sich auf der Flucht vor der Geheimpolizei befand, und das führte zu meiner Verhaftung und Folterung. Ich war acht Wochen in Haft, drei davon in Einzelhaft, und oft in dieser Zeit glaubte ich dem Tod sehr nahe zu sein.

Diese Zeit des Leidens, der Einsamkeit und der extremen Angst war für mich eine Zeit tief religiöser Erfahrung, eine, von der ich glaube, daß sie eine bleibende Wirkung auf meine ganze Lebenseinstellung hat. Während ich aus freier Wahl nie solche Leiden auf mich genommen hätte, sehe ich mich jetzt als privilegiert an, daß ich an der Qual unterdrückter Völker dieser Welt Anteil bekam und so auf geheimnisvolle Weise an der fort-dauernden Passion Christi.

## I

Aus all diesen Wochen des Leidens und der Furcht hebt sich zunächst der Anfang heraus: ein Augenblick absoluten Entsetzens, als ich mich in einem Polizeiwagen im Zentrum von Santiago befand.

Bei der ersten Folterung versuchte ich, die Priester und Schwestern, die den Revolutionären geholfen hatten, zu beschützen, indem ich eine Reihe von falschen Namen und Adressen meiner vermuteten Komplizen angab. Meine Geschichte klang so überzeugend, daß man mich mitnahm, um nach dem Haus zu suchen, und die Polizei vergeudete viele Stunden beim Herumkurven und für die Durchsuchung des Ortes, an den ich sie geführt hatte. Als sie entdeckten, daß ich log, war ihr Ärger groß und einer meiner Bewacher sagte zu mir: „Es wäre viel einfacher, wir würden dich gleich töten!“

Plötzlich blickte ich dem Tod ins Auge, und zum ersten Mal in meinem Leben stellte ich ernsthaft meinen Glauben an Gott in Frage. Ich hatte im-

mer einen sehr tiefen und schlichten Glauben, und sogar als Studentin erlitt ich nie jene intellektuellen, quälenden Zweifel, die viele junge Menschen befallen. Ich hatte in den Wochen vor meiner Verhaftung ein Leben tiefer christlicher Hingabe geführt, im Gebet und im tätigen Einsatz. Und ich war dahin gekommen, ziemlich blasiert zu sagen: „Sterben macht mir nichts aus!“ Nun fragte ich mich plötzlich, ob nicht vielleicht alles ein Märchen sei und es Gott überhaupt gäbe. Nach einigen Augenblicken aber wußte ich, daß ich *wirklich* glaubte; das aber war ein Wissen mit sehr wenig Emotionen, ein geistiges Erkennen, und es brachte mir keinerlei warmen christlichen Trost.

Im Augenblick, als man mich folterte, war die Erfahrung Gottes sehr ähnlich. Nackt an ein Bett gefesselt, die Augen verbunden, äußerlich hilflos und in großen Schmerzen, fühlte ich mich leidend dem Leiden Christi eigenartig gegenwärtig, nicht als Zuschauer, sondern mehr als Teilnehmer. Ich hatte nie das Gefühl, daß Gott mich verlassen hätte; aber auch nie das Gefühl besonderer Tröstung aus Seiner Gegenwart – ich wußte während dieser Zeit einfach, daß er da war, bei mir.

Wenn man sehr große Schmerzen hat und Angst, ist es extrem schwer, zusammenhängend zu beten. Ich konnte meinen Geist nur qualvoll zu Gott erheben und um Kraft bitten, durchzuhalten. Ich denke, daß meine Situation, so speziell sie auch war, der Erfahrung vieler Menschen, die hilflos sind und in Schmerzen, vergleichbar ist: da ist keine Zeit für langes Reden, nur für ein verzweifeltes Ergreifen der Hand Gottes.

Es war nur wenige Tage später, daß ich die Bedeutung dieser Erfahrung verstand. Ich wurde in ein anderes Gefängnis verlegt und fand in meiner Zelle ein ganz zerschlissenes Exemplar der Bibel. Ich schlug das Buch zufällig auf einer Seite mit einer Zeichnung auf. Diese stellte einen Mann dar, der auf dem Boden kauerte und auf den von allen Seiten Blitze, Wind, Steine und Pfeile herabstießen. Ich identifizierte mich augenblicklich mit der Person auf der Zeichnung und dann sah ich in der Ecke des Bildes eine ungeheure Hand: die Hand Gottes. Schnell las ich die Bildunterschrift; sie war aus dem Brief des Heiligen Paulus an die Römer, wo er sagt, daß „nichts uns trennen kann von der Liebe Christi“ (Röm 8, 39). Da wußte ich: das ist wahr und was immer sie mir antun mochten, Er würde da sein. Dieses Wissen ist mir geblieben, so daß ich in einer bestimmten Schicht meines Seins keine Furcht habe, denn ich bin – wie der heilige Paulus – „dessen gewiß: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder der Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes . . .“ (Röm 8, 38–39).

## II

Die nächsten drei Wochen waren sehr schwierig. Ich war völlig allein in einem schmalen Raum mit gerade zwei eisernen Betten und einem Stuhl, einem alten Exemplar von Readers Digest und einer Hälfte der Bibel auf Spanisch. Da ich mit niemandem sprechen konnte, geriet meine Phantasie in Aufruhr und ich wurde wie besessen vor Angst, sie würden mich erneut foltern oder gar töten. Da ging mir auf, daß ich meine Depression und Verzweiflung bekämpfen mußte. Ich versuchte, den Tag so zu organisieren, daß ich keine Zeit mehr haben würde, meinem Selbstmitleid Raum zu geben. Ich denke, daß dasselbe vielleicht für Menschen gilt, die allein leben, die krank sind und vielleicht Angst haben, zu sterben.

Als der Tag sich endlos vor mir ausstreckte, wußte ich, daß ich beten mußte und ich reservierte fünf Stunden am Tag für das Gebet.

Obgleich ich ganz und gar von der Existenz Gottes und seiner Liebe zu mir überzeugt war, fand ich es dennoch sehr schwer, zu beten. Rückblickend glaube ich, daß das die Agonie des Betens mitten im Leiden ist; denn wenn wir gequält sind von Furcht oder Zweifel oder Unentschiedenheit und wenn Schmerz uns ganz durchdringt, ist es kaum möglich, vor Gott still zu werden.

Völlig leer von frommen Gefühlen suchte ich nach Worten und langsam lernte ich, meine ganze Situation ins Opfer einzubringen. Zuerst schien es mir, als hätte ich wenig, wofür ich danken könnte; doch als ich um mich blickte, entdeckte ich, daß ich eine schier endlose Liste Seiner Gaben erstellen konnte:

ein Bett, ein Buch, eine Decke, etwas zum Essen, die Spatzen, die ans Fenster kamen, der Anblick der Berggipfel oberhalb der Mauer, das Freisein von Schmerzen . . .

so war ich fähig, für diese und viele andere Dinge Gott zu danken.

Ich betete auch für meine Mitgefangenen, daß sie Tröstung fänden in ihrer Furcht und Not. Ich fühlte mich denen sehr nahe, von denen ich wußte, daß sie gerade gefoltert wurden und ich betete für sie wie verzweifelt.

Jetzt, wenn ich die Psalmen des Leidens und der Verfolgung bete, weiß ich, daß wir Teil des mystischen Leibes sind, der vor Schmerz über ein verletztes Glied laut aufschreit:

Den ganzen Tag schmähen mich die Feinde;  
die mich verhöhnen, nennen meinen Namen beim Fluchen.  
Staub muß ich essen wie Brot,  
mit Tränen mische ich meinen Tank. (Ps 102, 9–10)

Ich sehe das monastische Gebet gerne in der Gestalt eines Kreuzes. Denn die Psalmen erstrecken sich vertikal durch die Geschichte aus vorchristlicher Zeit bis zu uns und horizontal rund um die Welt. Jeden Tag und in jedem Land und in jeder Sprache rezitieren Männer und Frauen in Mönchschoren, Konventskapellen, in gewöhnlichen Häusern, auf Bussen und auf Zügen das Göttliche Offizium und sind irgendwie im Lobpreis Gottes vereint. Vereint brechen sie aus in den Aufschrei menschlicher Freude und menschlichen Leids, die so alt sind wie die Zeit und doch immer neu.

Vor allem sehnte ich mich nach der Messe und feierlich nahm ich mir jeden Abend eine halbe Stunde, um mich selbst und meine Mithäftlinge Gott aufzuopfern. Im Herzen verband ich mich mit Priestern rund um die Welt, nahm ein Stückchen Brot und einen Löffel voll Wasser, um so die zerbrechliche Gabe, die wir alle sind, zu symbolisieren, und betete, Er möge uns in ein würdiges Opfer wandeln.

Am Anfang betete ich verzweifelt darum, freigelassen zu werden. Dann aber ging mir auf, daß mir inmitten dieser Lage äußerster Armut eine Freiheit blieb: ich konnte darum bitten, begnadigt zu werden oder ich konnte versuchen, Ja zu sagen zu was immer Gott mir senden wollte. In der Nacht vor meinem Prozeß hielt ich es für sehr wahrscheinlich, daß ich zu mehreren Jahren Kerker oder gar zum Tod verurteilt würde, und ich kämpfte einen langen und furchtbaren Kampf, anzunehmen, was immer mir widerfahren sollte. In geringerem Maße setzte sich dieser Kampf in den Wochen des Alleinseins fort. Und mehrmals am Tag sollte ich schwach werden und beten, daß mir weitere Leiden erspart blieben; dann aber, im klaren Bewußtsein, daß ich meine Hingabe zurückgenommen hatte, bat ich um Verzeihung und zwang mich, zu sprechen: „Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine!“

Dieser Kampf, der auf einer rein spirituellen Ebene geschicht, mag geschickt geführt und doch sinnlos erscheinen; doch brachte mir das schließlich bedingungslose Ja zu allem, was Gott mir nach seinem Willen schicken wollte, eine Erfahrung von Frieden und Freude, die alles weit überstieg, was ich je erlebt hatte. Wenn wir dahin kommen, nur zu wollen, was Gott will, dann sind wir in eigenartiger Weise unantastbar. Dann hat der Verlust des Eigentums, des guten Namens, der Gesundheit, ja sogar des Lebens keine Schrecken mehr in sich. Denn wenn gerade dieser Verlust das ist, was Gott will, werden wir in Frieden bleiben.

Die Auslieferung an den Willen Gottes ist nicht leicht zu erreichen. Sie muß im Alltag gelebt werden, Tag für Tag, Minute für Minute. Wenn wir sie aber erlangen, dann können wir Freude und Heiterkeit in allen Leiden und Widrigkeiten des Lebens bewahren und mutig allem, was kommen mag, entgegensehen.

Ich glaube, hier ist die Erklärung wichtig, daß dieser Friede und diese Furchtlosigkeit in einer sehr tiefen Schicht unserer Existenz zuhause sind und darum – paradoxerweise – Schmerz und Furcht nicht ausschließen. Auf der Ebene der Gefühle verlangen wir unvermeidlich danach, von Leiden frei zu werden; doch wenn wir in der sehr viel tieferen Schicht unseres Willens Gott freie Hand lassen, dann gleichen wir dem Meer, dessen Oberfläche von stürmischen Wellen gepeitscht wird, in dessen Tiefen aber große Stille und Friede herrschen. Diese heitere Gelassenheit ist ein Geschenk Gottes, ein Geschenk, das er uns gibt, wenn wir uns Ihm voll Glaube freudig opfern, damit er uns für Seinen Dienst gebrauche, wie immer er will. Wenn seine Kraft unsere Kraft ist, brauchen wir unsere Gebrechlichkeit nicht zu fürchten.

Ich glaube, daß es dieser Akt bedingungsloser Übergabe an den Willen Gottes ist, der es so vielen Menschen möglich macht, über die Leiden chronischer Schmerzen, von Invalidität, tödlicher Erkrankung oder den Verlust eines geliebten Menschen zu triumphieren. Treue zum Gebet und zu den Forderungen Gottes wird durch eine unerschütterliche Überzeugung von Gottes Liebe zu uns gelohnt und aus solcher Gewißheit kommt das kindlich-gläubige Vertrauen des Psalmisten, der sprechen kann:

Muß ich auch wandern in finsterer Schlucht,  
ich fürchte kein Unheil! (Ps 23, 4)

Etwas, was mich während meiner Haft am meisten überraschte, war die Tatsache, daß ich keinen Haß fühlte, weder gegen meine Folterer noch denen gegenüber, die mich gefangenhielten. Ich fand mich fähig, das Gebet Christi zu beten: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ (Lk 23, 34). Ich weiß genau, daß diese Fähigkeit zum Verzeihen in keiner Weise meinem eigenen Vermögen entsprang. Es war Geschenk Gottes. Es kam aus dem Verständnis eines Paradoxes: obwohl ich physisch gefesselt und geknebelt war, war mein Geist frei, weil mein Gewissen rein war, – während die, die mich gefangen hielten, gewiß Gefangene einer fürchterlichen Macht der Finsternis waren. Ich verlangte danach – und tue es noch –, sie von dem zu heilen, was ich als die furchtbarste aller Krankheiten ansehe – vom Haß.

Wie können wir lernen, nicht zu hassen? Wie können wir erwarten, daß Männer und Frauen, denen schweres Unrecht geschah, wieder und wieder verzeihen? Ist es nicht von einem Vater zu viel verlangt, daß er dem Soldaten vergibt, der seine Tochter vergewaltigt hat? Oder von einer Mutter, daß sie den Männern vergibt, die ihren Sohn zu Tode gefoltert haben? Natürlich erweisen, meine ich, können wir nicht erwarten, daß Menschen von solchem Erbarmen erfüllt sind.

Es ist jedoch eine unglaubliche Tatsache, daß Christus seinen Jüngern sagte, sie sollten, wenn man ihnen ins Gesicht schlägt, auch die andere Backe hinhalten, sie sollten, wenn jemand ihnen das Hemd nimmt, ihm auch den Mantel geben, sie sollten denen, die ihnen gegenüber schuldig wurden, nicht nur siebenmal verzeihen, sondern siebzigmal siebenmal (vgl. Mt 5, 39–40; 18, 21–22). Die Heilige Schrift lehrt uns, daß Gott die Welt so geliebt hat, daß er seinen einzigen Sohn sandte: er sandte ihn in den Tod am Kreuz, um uns so das Ausmaß seiner Liebe zu zeigen:

Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer  
sein Leben für seine Freunde hingibt. (Jo 15, 13)

Diese Haltung Christi, auch die andere Backe hinzuhalten, erscheint auf den ersten Blick als passive Dummheit, und wirklich, es ist die Torheit des Kreuzes: sein Leben für seine Freunde hinzugeben. Wenn wir aber über das Kreuz hinaus auf die Auferstehung blicken, dann erkennen wir das Paradox, daß in Christi offensichtlicher Schwäche seine Stärke liegt, und daß er uns gelehrt hat, daß Liebe stärker ist als Haß und Gewalt.

Die ewige Wahrheit, daß Liebe alles besiegt, gehört zum Zentrum der christlichen Botschaft und wurde durch die Martyrer und Heiligen aller Jahrhunderte und aller Völker der Welt für uns auf herrliche Weise immer neu erwiesen. In unserer Zeit leuchtet die Botschaft liebender Gewaltlosigkeit von Männern wie Martin Luther King und Helder Camara hell auf, ein unauslöschliches Licht in einer Welt voll Dunkel. Die Verheißung Christi, daß Liebe die Furcht austreibt, findet in Worten von Kenneth Boulding ihr Echo:

Wenn auch der Haß durch jede neue Unterdrückung  
In loderner Flamme steigt, – er stirbt doch bald;  
Versinkt so schnell, wie wir ihn haben steigen sehn.  
Doch das kleine, beständige Licht der Liebe brennt immer gleich.  
Dies wisse: auch wenn Liebe schwach ist und stark der Haß,  
Haß währt nur für kurze Zeit, die Liebe bleibt in Ewigkeit.

### III

Nach drei Wochen Alleinsein wurde ich in eine andere, völlig verschiedene Situation hineingestossen. Man verlegte mich in ein Gefangenentaler, wo 120 andere Frauen lebten. Wir schliefen zu acht in einem Raum, auf Stockbetten, zwei von uns auf dem Boden, so daß es praktisch unmöglich war, allein zu sein. Nun hatte ich, anstatt den ganzen Tag über mich selbst

nachzudenken, mir viel mehr Gedanken über meine Beziehung zu den anderen zu machen. Ich versuchte zu erkennen, wie ich mich verhalten sollte, um ihnen zu helfen. Nach einer so langen Zeit des Alleinseins war ich von ihrer Liebe und Großzügigkeit ganz überwältigt. Sie waren tief besorgt über mich, wenn sie meinten, mir sei unwohl oder ich sei niedergeschlagen. Ich realisierte, daß sie mich liebten, weil ich – obwohl ich keine Marxistin war – einem ihrer Leute geholfen hatte. Diese Frauen waren alle jung und berufstätig wie ich, und viele von ihnen waren ungläubig. Sie wußten, daß ich Katholikin bin. Darum baten sie mich, als der erste Sonntag kam, einen Gottesdienst zu halten. Es beschämte mich, als ich erkannte, wie viel es mich kostete, dieses öffentliche Zeugnis zu geben. Doch zu meinem großen Erstaunen kamen etwa fünfundzwanzig Leute. Wir setzten uns ins Gras, ein Kreuz in der Mitte, und ich versuchte Stellen aus der Bibel herauszusuchen, die für die Leute tröstlich und hilfreich wären. Wir beteten mit eigenen Worten für die Ehemänner, die Familien, die Geliebten, für verlassene Menschen und besonders für die Kinder. Ich versuchte, die Gedanken mit ihnen zu teilen, die mich damals beschäftigten. Etwas, was mir damals sehr klar aufging, war die Bedeutung der Freiheit. Ich übersetzte für meine Mitgefangenen Richard Lovelace's „An Althea im Gefängnis“. Später schrieb ich es nieder und schenkte es den Freunden, die mich besuchen kamen, um ihnen so zu erklären, wie ich mich fühlte.

Steinmauern machen kein Gefängnis,  
 Noch Eisenstangen einen Käfig;  
 Sie werden dem zur Klause,  
 Der ruhig, ohne Schuld sich weiß;  
 Wenn ich in meiner Liebe frei geworden  
 Und meine Seele Freiheit fand,  
 Sind es allein die Engel droben,  
 Die gleicher Freiheit sich erfreun.

Wir diskutierten umfassend den Begriff der Freiheit und kamen zum Schluß, daß die Freiheit des Geistes, die wir besaßen, eine ganz reale Sache war, auch wenn wir von meterdicken Mauern, von Stacheldraht und Menschen mit Maschinenpistolen umgeben waren. Wir waren wirklich ganz frei. Versklavt waren die Menschen, die uns gefangenhielten. Die Folterer waren Gefangene eines unaussprechlich Bösen. Und vielleicht waren die reichen Leute, die unfähig waren, ihre Güter mit denen, die nicht genug zum Essen hatten, zu teilen, ebenfalls Sklaven, Sklaven ihres eigenen Besitzes. Und wir beteten darum, selbst freier zu werden, frei von der Süchtigkeit nach uns selbst.

## IV

Seitdem ich von Chile zurück bin, haben mich viele Menschen gefragt, ob mir in der Haft Beten geholfen habe. Ohne Zweifel hat es mir geholfen, vor allem in der Zeit der Einzelhaft.

Was ich aber jetzt sehe, ist, daß die Tatsache, daß Beten vor meiner Verhaftung ein so wesentlicher Bestandteil meines Lebens geworden war, es mir möglich machte, dem unbekannten Schicksal mit einer Ruhe ins Auge zu blicken, die mich selbst überraschte. Ich entdeckte, daß ich *Ihn* irgendwie kennengelernt hatte, als ich in den scheinbar vertanen Stunden, die ich in der Kirche, am Flußufer oder in den Bergen verbrachte, einfach bei Gott saß. Darum hatte ich auch in der folgenden Bedrängnis keinen Zweifel, daß er mit mir sei und daß ich Ihm völlig vertrauen könne.

Dieses „Kennen“ Gottes hat wenig mit intellektuellem Wissen zu tun und schon gar nichts mit Gefühlen und Emotionen. Es ist eine Überzeugung von Seiner Existenz und Seiner Liebe zu uns, die Frucht vieler Stunden ist, die man bei ihm verbringt und welche die Wirkungen seiner Vorsehung in unserem Leben (wenn auch fast immer im Nachhinein) sehen gelernt hat. Es ist wichtig, zu verstehen, daß Gebet eine Tat des Willens ist. Wenn wir uns also daranmachen, unseren Geist und unser Herz zu Gott zu erheben, Ihn zu lieben, Ihm für seine Güte zu danken und Ihn um das zu bitten, was wir brauchen, dann beten wir bereits. Es ist völlig unbedeutend, ob das einzige, was wir fühlen, unsere schmerzenden Knie sind, oder ob wir von Zerstreuungen geplagt sind – wie Paulus sagt

„nimmt sich . . . der Geist unserer Schwachheit an. Denn wir wissen nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen; der Geist selber tritt jedoch für uns ein mit Seufzen, das wir nicht in Worte fassen können“ (Röm 8, 26).

Wenn wir im Gebet ausharren – beim Beten mit holprigen eigenen Worten, mit Worten eines bekannten Gebetes oder beim Gebet in wortloser und gestaltloser Sehnsucht –, es werden Augenblicke kommen, wo wir wissen, ohne zu wissen wie und warum, daß Gott existiert und daß Er uns liebt. Diese Augenblicke werden kommen und gehen, sie stehen nicht in unserer Macht; so ähnlich wie Wolken plötzlich aufreißen und die Sonne hell erstrahlt, – und dann schieben sich wieder Wolken vor und die Sonne ist erneut verborgen. Wollte Gott sich uns immer in strahlendem Sonnenlicht zeigen, – es wäre so einfach, an ihn zu glauben und ihn zu lieben; aber Treue im Gebet ist gerade deshalb schwer, weil er so oft ganz oder teilweise verborgen ist. Durch bittere Erfahrung mußte ich erkennen, daß die

Zeit des Gebetes aus meinem Tag leicht hinausgedrängt werden kann. So mußte ich mich selbst disziplinieren, um jeden Tag zu beten. Beten spät in der Nacht oder früh am Morgen, – ich habe gelernt, die Dunkelheit als Mittel zu nutzen, um die Sorgen des Tages beiseite zu schieben und allein bei Gott zu sein.

Auf dem Boden sitzend, mit keinem anderen Licht als dem einer Kerze, bringe ich mich vor Ihn. Manchmal kann ich ganz ruhig dasitzen, im bloßen Bewußtsein, daß er ist und daß ich bin, in wortlosem, bildlosem Schweigen. Zu anderen Zeiten, wenn ich mich langweile, oder müde bin oder ganz konfus, kann ich ihm nur meinen ruhelosen Geist und mein unruhiges Herz geben, im Wissen, daß nur zählt, was ich *will*, nicht was ich *fühle*.

Ich habe gefunden, daß Treue in solchem regelmäßigm Gebet sich in Freude und Friede und in der Fähigkeit, das Leben zu meistern, enorm ausgezahlt hat. Mehr und mehr finde ich Gott in den gewöhnlichen Dingen und in den Menschen um mich. Wenn ich in einer Menge spazierengehe oder im Bus sitze, Er ist mit mir; manchesmal gegenwärtig als Christus in den Menschen um mich herum, manchmal in dem Licht, das durch die Bäume scheint, aber meist in dem trockenen und gestaltlosen Wissen eines nackten Glaubens. Dieses „Wissen“ von Gott hat meinem Leben eine unglaubliche Dimension der Freude und der Ausstrahlung verliehen, so daß ich nun verstehne, was das heißt, daß „die Menschen, gezeichnet mit dem Kreuz Christi, fröhlich durchs Dunkel schreiten“ (G. K. Chesterton).

Das Gedicht des unbekannten Autors, das Dr. Cassidy ihrem Essay vorangestellt hat, findet sich in der Sammlung 'From Disciples and Other Strangers' von Edward J. Farrell. Es wurde – wie der gesamte Text Dr. Cassidys – von P. Bruno Pfeifer SJ aus dem Englischen ins Deutsche übertragen.